



Das tägliche Brot des Luchsforschers: Drehen und wenden der Antenne, bis es piepst. (Bilder Gaëtan Bally)

Wo ist er, der Luchs?

Unterwegs mit einem Luchsforscher im Berner Oberland

Kurz vor der Ausfahrt Thun in Richtung Interlaken piepst der Empfänger ein erstes Mal. Das ist Saba, ein Luchsweibchen. Der Wildbiologe Andreas Ryser fährt von der Autobahn weg und lenkt den Wagen ins Stockental. Vor kurzem hat sich Saba noch im Simmental aufgehalten. Nun scheint sie ihren Standort gewechselt zu haben. Mit ihr unterwegs seien zwei Jungtiere im Alter von zehn Monaten, sagt Ryser, als das Signal schwächer wird. Das Empfangsgerät, das auf dem Armaturenbrett liegt, gibt ein Knattern und Knistern von sich. Die Antenne auf dem Dach erlaubt keine genaue Peilung. In schmalen Tälern werden die Wellen, die vom Halsband des Luchses gesendet werden, von den steilen Felswänden reflektiert, was die Ortung erschwert. Ryser hält den Wagen bei Niederstocken neben der Strasse an, behändigt das Empfangsgerät, hängt es sich um den Hals, gräbt im Fond des Wagens nach der selbstgebastelten Richtantenne, deren Kabel er am Empfänger anschliesst, stellt sich am Strassenrand auf und dreht und wendet die Antenne so lange, bis er weiss, aus welcher Richtung das Signal am besten empfangen wird. Saba hält sich tatsächlich unterhalb des Stockhorns auf; vermutlich irgendwo an der oberen Waldgrenze, wo sie sich einen Platz sucht, von dem sie das Tal überblickt und an dem ihre Jungen geschützt sind.

Der Wanderer

Ryser erforscht das Beuteverhalten der Luchse. Seine Arbeit ist integriert im Kora, dem koordinierten Forschungsprojekt zur Erhaltung und zum Management der Raubtiere in der Schweiz. Unterstützt vom Bundesamt für Wald, Landschaft und Umwelt (Buwal), einzelnen Kantonen und Privaten kümmern sich gut ein Dutzend Forscher seit drei Jahren zum einen um die Tiere selber, zum anderen aber auch um das Zusammenleben von Mensch und Tier. In einer dichtbesiedelten Schweiz, deren Boden intensiv genutzt wird, bleibt für Tiere, die grossräumige Reviere beanspruchen, kaum Platz. Hier im Berner Oberland, wo 16 Luchse mit Sendern versehen sind, nennt ein männlicher Luchs ein Revier von durchschnittlich 151 km² sein eigen (Weibchen: 90 km²). Und dieses muss regelmässig abgewandert – oder wie der Biologe sagt: bestrichen – werden. Ein Luis Trenker unter den Luchsen war Nenni, der erste mit einem Senderhalsband ausgerüstete Luchs in der Schweiz. Er hielt sich in einem Gebiet auf, das mit 1860 km² etwas grösser als der Kanton Zürich war. Die hochbeinigen Luchse bewegen sich in unwegsamem Gelände rasch und gewandt. Natürliche Barrieren kennen sie kaum. Auch Schneefelder überqueren sie dank ihren grossen Pfoten ohne Probleme.

Luchse sind ausgesprochene Einzelgänger. Viele Luchse beanspruchen daher viel Platz. In der Schweiz leben zurzeit etwa 150 Tiere. Das sind zu wenig, um den Bestand langfristig zu sichern, sagt Ryser, während er die Geräte wieder im Auto verstaut. Es besteht die Gefahr von Inzucht und damit von genetischen Defekten. 100 bis 200 Luchse mehr würde die Schweiz vertragen. Dann könnte man den geschützten Luchs selbst für eine kontrollierte Jagd freigeben. Das «Konzept Luchs Schweiz», das das Buwal vor kurzem in Kraft gesetzt hat, sieht vor, dass Luchse auch ausserhalb ihrer jetzigen Lebensräume im Jura, Wallis, in den Zentral- und den Nordwestalpen angesiedelt werden. Von sich aus können

die Luchse nicht in die Ostschweiz, nach Graubünden und in das Tessin auswandern, da ihnen die menschlichen Siedlungen und die Autobahnen den Weg versperren.

Doch nicht nur die gesamthaft zu geringe Zahl und die mangelhafte Verteilung der Luchse bereitet den Biologen Sorgen. Ebenso kann eine hohe Luchsdichte zu Problemen führen, wie seit ein paar Jahren im Berner Oberland, im Wallis und im Kanton Freiburg. Menschen- und Luchswelt kommen sich vermehrt in die Quere. Freveltaten geschehen: Dieses Jahr fand man in der Waadt drei vergiftete Luchse, in Bern wurden einem Luchs die Pfoten abgehackt. Illegale Tötungen sind eine der hauptsächlichen Todesursachen für Luchse.

Das Forschungsobjekt

«Ich suche die Konfrontation mit Jägern und Schafzüchtern nicht», sagt Ryser. Er vermeidet es, in der Nähe von Bauernhöfen zu peilen. «Persönliche Angriffe machen mir nichts aus, aber wenn es gegen den Luchs geht, vertrage ich das schlecht.» Etwas später an diesem Tag werden zwei Männer beobachten, wie Ryser mit dem Feldstecher das Gebiet absucht, wo er den Luchs Ares vermutet. «Jäger», wird Ryser sagen und dazu auffordern, weiterzufahren. Doch wenn

Ryser sachlich informieren kann, ist er gerne bereit, mit Jägern und Schafhaltern zu diskutieren. An einer Podiumsveranstaltung in Interlaken berichtet er von den neuesten Forschungsergebnissen. Die objektive Art, mit der sich Kora des Luchses annimmt, sorgt für den guten Ruf, den das Projekt bei Jägern und Schafhaltern inzwischen genießt. «Der Luchs ist heute das am besten erforschte Wildtier in der Schweiz», sagt Ryser.

In das Revier von «Forschungsobjekt» Saba führt die schmale Strasse, die von Niederstocken die Bergflanke hinaufführt und die Ryser nun mit routiniertem Tempo befährt. Bei Schneefeldern, die im Schatten des Waldes die Strasse säumen, hält er an, steigt aus und mustert die Spuren: Hunde. Ryser fährt weiter, bis hoher Schnee die Weiterfahrt verunmöglicht. Die Peilungen verraten, dass Saba in Bewegung ist. Ungefähr fünf Peilungen von verschiedenen Orten aus sind nötig, um den Aufenthaltsort eines Luchses zu erfassen. Hat man die gepeilten Richtungen auf der Karte eingezeichnet, den Schnittpunkt der Linien ermittelt und die Daten in den Computer eingegeben, ist die Aufgabe eines Luchspeilers erfüllt. Die Koordinaten lassen sich dann zur Bestimmung der Reviergrenzen zusammenfügen. «Es geht mir nicht darum, die Luchse zu sehen. Ich will sie nicht stören», sagt Ryser, der beinahe

täglich nach den Luchsen peilt. Er verrichtet die Arbeit alleine. Das Handy verbindet ihn mit anderen Luchsforschern. Manchmal pirscht er sich in die Nähe der Tiere, um zu sehen, ob sie gesund sind und was sie fressen. Dazu übernachtet er auch von Zeit zu Zeit im Wald. Oder er fängt einen Luchs, um die Batterie des Senderhalsbands zu wechseln. Am vergangenen Tag hat er Balu tot aufgefunden. Er hat ihn geborgen und in das Tierspital gebracht. Zwar war die Todesursache eine natürliche, doch in den Läufen steckte Schrot. Die Wunden waren verheilt. Ein Wilderer musste auf ihn geschossen haben.

Der Unruhestifter

Nicht nur unter den Menschen sorgt der Luchs in der scheinbaren Idylle der Alpen für Umtriebe. Auch Rehe und Gamsen werden vorsichtiger und verteilen sich besser im Gelände. Dies führt zur Freude der Förster zwar zu weniger Verbißschäden an den Bäumen, zum Missfallen der Jäger aber auch zu weniger Jagdglück. Ein Luchs reißt pro Woche ein Reh oder ein Gemse. Rehe machen gar die Hälfte seines Speiseplanes aus, Gamsen etwa ein Viertel. Hasen, Füchse und andere Kleintiere sind Gelegenheitsbeute. Und ab und zu kommt es vor, dass er sich auf dem reich gedeckten Tisch der Schafhalter gütlich tut. Denn nicht nur die Zahl der Luchse ist in den letzten Jahren gewachsen, sondern auch diejenige der Schafe. Letztes Jahr fielen dem Luchs bei einem schweizerischen Gesamtbestand von über 423 000 Schafen rund 163 Tiere zum Opfer.

Trotz dem volkswirtschaftlich geringen Schaden, den der Luchs anrichtet, ist es verständlich, dass ihn die Schafhalter nicht mit offenen Armen empfangen. Jedes gerissene Schaf bedeutet nicht nur eine wirtschaftliche Einbusse, sondern kann auch eine empfindliche Lücke in die Zuchtlinie schlagen. Reißt ein Luchs ein Schaf, das aus Gründen der Zucht besonders wertvoll ist, dann ist dessen Tod für den Halter besonders schmerzhaft. Der wirtschaftliche Schaden wird vom Staat vergütet. Doch nur für nachgewiesene Luchsrisse gibt es Geld, was Anlass zu Streitereien gibt: Die Schafhalter rechnen dem Luchs mehr Opfer an, als dies die Wildhüter tun. Man prüft nun, ob man gegenüber den Schafzüchtern mehr Kulanz in der Beweisführung zeigen, dafür aber den Betrag pro Schaf senken soll.

Der Unsichtbare

Einen letzten Versuch, einen Luchs nicht nur zu orten, sondern auch zu sehen, unternimmt Ryser am späten Nachmittag im Kiental. Hier treibt sich Tito auf der Suche nach einem Weibchen herum. Es ist Ranzzeit. Bald hat Ryser Tito nur wenige hundert Meter von uns entfernt geortet. Wir suchen ihn mit Feldstechern. Hoch oben löst sich ein Schneebrett. Steine donnern hinunter. Ein Regenbogen fächert sich über einem Wasserfall auf. Doch Tito lässt sich nicht blicken. Ihn auf dem Gras und zwischen den Felsen zu entdecken, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Zu gut ist er getarnt.

Dabei könnte er viel Goodwill schaffen, wenn er seine Pinselohren vermehrt zur Schau stellen würde. Umfragen haben gezeigt, dass sich die Schafhalter schlicht geprellt vorkommen: Ausser gerissenen Schafen haben sie nämlich nichts vom Luchs. Das Naturerlebnis einer Luchsbeobachtung würde die Akzeptanz bei den Schafhaltern merklich steigern. Doch das ist ein Wunsch, den man sich nur in einem Wildpark erfüllen kann, wie zum Beispiel im Bruderhaus bei Winterthur. Mit etwas Glück – und bei schönem Wetter – sieht man dort, wie zwei Luchse aus ihren künstlichen Höhlen kriechen und etwas müde zum Gehege der Hirsche blinzeln. *Markus Hofmann*



Das Empfangsgerät: Luchse senden auf verschiedenen Frequenzen.



Hier ist er, der Luchs! Gesehen im Wildpark Bruderhaus bei Winterthur.